

Das

Raubnest,

oder: Die

Mordmaschine.

Vor mehren Jahren hatte ich eine eigene kleine Handlung errichtet, der ich mit meinem jüngern Bruder Karl, einem fleißigen und rechtlichen jungen Mann, gemeinschaftlich vorstand, und die einen ziemlich guten Fortgang versprach. Gründliche Handelskenntnisse und einige glückliche Speculationen hatten mich, wenn nicht zum reichen, doch zum wohlhabenden Manne, ein holdes Weib und ein Paar gute Kinder zum glücklichen Satten und Vater gemacht. Ich besorgte die häuslichen, und mein Bruder, der unverheirathet war, die auswärtigen Geschäfte. Er besuchte die bedeutendsten Handelsplätze, zuweilen auch die Märkte kleinerer Orte, und war in seinen Unternehmungen sehr glücklich. Die heiterste Zukunft schien uns zu lächeln. Doch der Schein trügt.

Einſtmals hatte ich meinen Bruder mit einem bedeutenden Vorrath von Waaren nach einem ziemlich entlegenen Ort, an dem ein Markt gehalten wurde, geſchickt. Die beſten Wünſche begleiteten ihn — und ich konnte, bekannt mit der Dauer des Marktes, ziemlich genau ſeine Zurückkunft berechnen. Die Zeit derſelben verging, eine Woche und mehre, er kam nicht. Schon war ein Monat um, doch weder er ſelbſt, noch Nachricht von ihm erſchien. Ueberzeugt von der Niedlichkeit ſeiner Geſinnungen, fiel es mir gar nicht ein, an dieſer zu zweifeln — demohngeachtet ward ich ängſtlich. Es konnte ihm vielleicht ein Unglück zugeſtoßen ſein. Ich beſchloß, ihm nachzureiſen.

Mit Wehmuth nahm ich von Weib und Kindern Abſchied, die, ungewohnt mich einige Zeit zu entbehren, mich ungern aus dem häuslichen Kreiſe entließen. Tag und Nacht ſetzte ich meine Reiſe zu Pferde fort. Nirgends fand ich Raſt, bis ich den Ort erreicht hatte, wo der Markt gehalten worden war. Er war wirklich da geweſen, hatte ſehr gute Geſchäfte gemacht, und war gleich nach Beendigung des Marktes zurückgereiſet. Ich trat ebenfalls meine Rückreiſe an und ermangelte nicht, die ſorgfältigſten Nachforſchungen anzustellen.

Ich war auf der Hälfte des Weges. Ein düſterer Wald nahm mich auf. Es war ſchon ziemlich ſpät, als ich bei einem Wirthshauſe anlangte und ſehr freundlich empfangen wurde. Man bot Alles auf, mir eine gute Bewirthung angedeihen zu laſſen. In völliger Abgeſchiedenheit wohnten hier ein Paar kinderloſe Eheleute mit einem Knecht und einer Hausmagd. Frühzeitig bat ich, mir mein Schlafzimmer anzuweiſen, welches auch geſchah. Meine geringen Effecten, ein kleiner Mantelfack mit Waſche, Geld und ein Paar Piſtolen wurden mir nachgetragen und eine gute Nacht gewünscht. Es war eine helle, freundliche Mondnacht. Ich hatte das Fenſter geöffnet und ſchaute, eine Pfeife rauchend, in die ſtille Nacht hinaus. Eine ſeltſame Wehmuth ergriff mich. Ich



weinte dem unergründlichen Schicksal meines Bruders eine Thräne. Das Licht war ausgebrannt und ein nächtliches Halbdunkel umfing mich. Mitternacht war vorüber — ich war eben im Begriff, zu Bette zu gehen, als ein seltsames, doch nicht starkes Geräusch in meinem Zimmer mich befremdete und sich mir ein Schauspiel, das mein Haar sträubend machte, darbot. Kaum wagte ich vor Schreck und Bestürzung zu athmen. Eine flüchtige Wolke war vorübergegangen. Der Mond erhellte das Zimmer und beschien mein Himmelbett. Leise sah ich jetzt die Decke desselben längs den vier Bettpfosten sich senken — schon war sie so weit, daß sie den Schlummernden erreichen konnte, als mit einem Male ein heftiger Druck erfolgte und sie mit dem Rissen des Bettes in eine unzertrennliche Berührung kam. Fieberfrost schüttelte mich in diesem Augenblicke. Die Thür war abgeschlossen, ich schlich leise dem Bette näher. Der Himmel desselben, eine von Menschenhänden nicht aufzuhebende Bleiplatte, hatte sich mit seiner ganzen Last durch eine an der Decke des Zimmers angebrachte Maschinerie auf die Zulage des Bettes gesenkt. Der in demselben Schlafende mußte nothwendig ersticken. Nur die allwaltende Vorsehung hatte mich von diesem qualvollen Tode errettet.

Mit meinen Pistolen bewaffnet, stellte ich mich hinter die Gardine des Bettes, entschlossen mein Leben theuer zu verkaufen. Was ich vermuthet hatte, geschah. Die verschlossene Thür öffnete sich und herein schlichen zwei Gestalten, die ich an ihrem Flüstern für den Wirth und seinen Knecht erkannte. Ich zielte auf den nächsten und der Schuß streckte ihn zu Boden. Ich stürzte hervor um den Flihenden zu haschen. Es war der Knecht. Ich rief ihn zu Boden und setzte ihm die Pistole an die Brust. Er bath flehentlich um sein Leben und schwur mir, alles zu entdecken. Ich versprach ihm das Leben zu schenken, wenn er nicht den geringsten Versuch zu entfliehen machen würde. Er entdeckte mir darauf, daß er dienstsuchend hierher gekommen, dann aber, unter der Bedrohung der Todesstrafe habe hülfreiche Hand leisten müssen —

eben so sei es mit der Magd, die mit dem Weibe des Wirthes auf dem Boden des Hauses die Maschinerie geleitet habe. Schon manches Opfer war während der Zeit seines Hierseins (und der Beschreibung zufolge selbst mein Bruder) unter dieser Maschine geblieben und im Walde verscharrt worden.

Der Tag brach an. Ich befahl dem Knecht, mich zu der Stelle zu führen, wo der Leichnam meines Bruders verscharrt war. Es geschah. Er grub — und bald erblickte ich den Leichnam — es waren seine Ueberreste — von Schmerz durchdrungen, sank ich neben der Grube hin. —

Nachdem ich wieder Herr meiner selbst geworden war, hieß ich ihn die Grube wieder verschütten, bestieg mein Pferd und trat in seiner Begleitung den Weg zur nächsten Gerichtsbarkeit an. Die Anzeige erregte Erstaunen, die eigene Ueberlieferung des Knechtes aber Rührung und Theilnahme. Er schickte sich zur Ueberlieferung des Raubnestes, ich aber zu meiner Rückreise an. Meine Familie, meine überstandene Gefahr berücksichtigend, schauderte und weinte meinem Bruder heiße Thränen. Jetzt schlummert er in unserm Familienbegräbniß und oft wallen wir zu seinem Hügel und seufzen wehmüthig: „Ruhe seiner Asche!“ —